

HANS CHRISTIAN ANDERSEN

# ANDERSENS MÄRCHEN

Aus dem Dänischen übersetzt von  
**Pauline Klaiber**

Mit Bildern von  
**Professor Hans Tegner**  
Kopenhagen

Zuerst erschienen: 1909

Verlag Projekt Gutenberg-DE

ISBN: 9783739010540

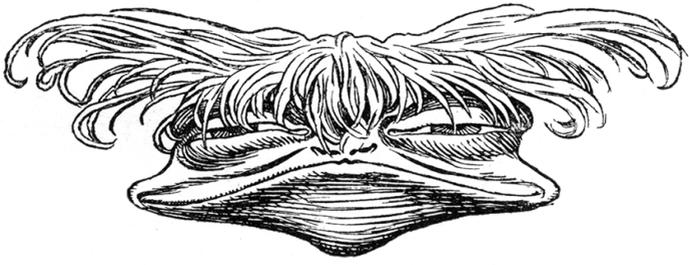
© 2018



## INHALT

Vorwort	9
Des Kaisers neue Kleider	13
Das Feuerzeug	19
Der standhafte Zinnsoldat	29
Die Erbsenprinzessin	35
Der kleine und der große Klaus	38
Die wilden Schwäne	54
Zwölf mit der Post	71
Töpelhans	77
Der Garten des Paradieses	84
Der Tannenbaum	99
Der Schatten	108
»Die Irrwische sind in der Stadt«, sagte das Moorweib	122
Das alte Haus	136
Der Wind erzählt von Waldemar Daae und seinen Töchtern	146
Was Vater tut, ist immer recht	158
Der Halskragen	165
Der Schweinehirt	169
Der Schneemann	176
Tante Zahnweh	183
Die Meernixe	196
Der Kobold bei dem Höker	217
Der Sturm versetzt Schilder	222
Die Schneekönigin	228
Die Hirtin und der Schornsteinfeger	260
Liebesleute	266
Der Reisekamerad	270
Ole Luk-Oie	290
Das häßliche junge Entlein	306
Däumelinchen	319
Die Nachtigall	330
Das Fliedermütterchen	341
Die Springer	352

Es ist ganz gewiß	356
Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern	359
Der fliegende Koffer	364
Die Störche	372
Die Sparbüchse	379
Die Blumen der kleinen Ida	382
Alles am rechten Platz	390
Die Galoschen des Glücks	399
Die glückliche Familie	430
Die Geschichte einer Mutter	434





## VORWORT

Kein anderes dänisches Werk hat einen solchen Siegeszug durch die Welt gemacht wie die Märchen von *Hans Christian Andersen*. In die verschiedensten Sprachen übersetzt, sind sie seit vielen Jahren das geistige Eigentum aller gebildeten Völker und ein Inventarstück der Weltliteratur geworden. Und diesen seinen Ruhm hat Andersen erleben dürfen. Ihm wurde der Lorbeerkranz nicht erst nach Jahren aufs Grab gelegt, nein, ihm dankte alt und jung für seine Gaben, solange er noch auf Erden wandelte. Mit strahlenden Augen lauschten die Kleinen seinen Worten, mit innigem Verständnis drückten ihm die Großen die Hand für den Genuß, den er ihnen aus dem Reich seiner Phantasie geboten hatte. Es diente eben alles, was uns umgibt, das Einfachste und Kleinste, seinen Zwecken. Ihm lebte die ganze Natur, selbst dem Unscheinbarsten wußte er eine reizende poetische Seite abzugewinnen, so daß alle Leser, so verschieden geartet sie sein mochten, in derselben Verwunderung übereinkamen.

Wie so mancher begnadete Genius, entstammt auch H. C. Andersen, dieser einzig dastehende Märchenerzähler, kleinen, ärmlichen Verhältnissen. Auf der Insel Fünen, in Odense, hat seine Wiege gestanden, oder besser gesagt, wurde er in einer Stube geboren, die das ganze Tätigkeitsfeld seiner Eltern bildete und deren ganze irdische Habe umschloß. Andersen selbst berichtet in dem »Märchen seines Lebens« über diese Heimat: »Im Jahre 1805 lebte in Odense, in einer kleinen, ärmlichen Stube, ein junges Ehepaar, das sich unendlich liebte, nämlich ein junger Schuhmacher mit seiner Frau: er, kaum 22 Jahre alt, ein außerordentlich begabter Mensch, eine echt poetische Natur; sie, ein paar Jahre älter, ganz unbekannt mit der Welt und dem Leben draußen, aber mit einem reichen, warmen Herzen. Der Mann war vor kurzem ›Meister‹ geworden und hatte sich seine Schuhmacherwerkstätte und sein Ehebett selbst aus einem Holzgerüste gezimmert, auf dem kurz vorher der verstorbene Graf Trampe in seinem Sarge aufgebahrt gewesen war; die mit schwarzem Tuch beschlagenen Leisten, die später immer noch die Bettstatt zierten, waren eine stete Erinnerung an jene Begebenheit. Aber statt der gräflichen, von Trauerflor und Kandelabern umgebenen Leiche lag dort am 2. April 1805 ein lebendiges weinendes Kind, und dieses Kind war ich, Hans Christian Andersen.« – Die wenigen Worte werfen ein helles Licht auf des Dichters erste Heimat, die freilich später durchaus nicht ideal genannt werden konnte, da sich der Vater mit den Jahren dem Trunke ergab und die Mutter sich zu einer richtigen Xanthippe entwickelte. Es würde jedoch zu weit führen, Andersen auf seinem Lebensweg zu begleiten, durch all die guten und bösen Tage hindurch, die ihm abwechslungsweise zuteil wurden, bis zu dem Tage, wo er nach dreijährigem schwerem Krankenlager im Jahre 1875 die müden Augen schließen durfte mit dem glücklichen Bewußtsein, daß sein Name nicht vergessen sein werde, daß ihm vielmehr der Kranz der Unsterblichkeit von einem dankbaren Geschlecht nicht allein in seinem engeren

Vaterlande, sondern soweit die Welt der Bildung sich erstreckt, um die Stirne gewunden werde. Jedermann kennt Andersen; wer ihn nicht kennt, möge ganz stille schweigen und sich schämen! Indes werden nur wenige diese Warnung nötig haben. Bei uns wenigstens in Deutschland gibt es wohl kaum ein Kind, das nicht von seiner frühesten Jugend an »Das häßliche Entlein«, das schließlich zu einem herrlichen Schwan wurde, innig liebgehabt hätte. Die Märchen sind es ja, die den Kindern zuerst die Augen öffnen für das Leben und Weben in der Natur um sie her, für die Eigenarten der Tiere und Pflanzen, ja auch für die Gebilde der leblosen Schöpfung. Im Märchen lebt alles, tritt alles dem Kinde persönlich und für seinen Gesichtskreis faßlich entgegen; unauslöschlich prägt sich der jungen Seele der in den Märchen dem einzelnen beigelegte Charakter ein, und diese Eindrücke nimmt das Kind mit ins spätere Leben als einen Schatz, durch den sein Blick für die Seelen- und Gemütsbewegungen seiner Umgebung geschärft worden ist.

»Als Märchendichter ist Andersen der Dichter der Kinder geworden«, sagt Georg Brandes, des Dichters Landsmann, in seinem Essay über H. C. Andersen. »Aber«, fährt er fort, »das Märchen hat noch eine weitere große Bedeutung. Wohl ist es in erster Linie für die Kinder geschrieben und wird von diesen immer und immer wieder gelesen, aber von ihnen kommt es schnell zu den Erwachsenen, die es dann liebend an ihr Herz nehmen und ihm Kindesrecht einräumen.« In dem Essay heißt es ferner: »Es gehört Mut dazu, Talent zu haben. Man muß es wagen, sich auf seine Eingebungen zu verlassen; man muß daran glauben können, daß die Einfälle, die in dem eigenen Gehirn entstehen, gesunder Natur sind, daß die Form, die uns natürlich erscheint, selbst wenn sie neu ist, Lebensberechtigung hat; man muß die Dreistigkeit gewonnen haben, sich ohne Scheu geziert oder geistig gestört nennen zu lassen, ehe man seinem eigenen Instinkt vertrauen und ihm dahin folgen darf, wohin er ruft und führen will. Als seinerzeit Armand Carrel als junger Journalist von seinem Redakteur eine Zurechtweisung erhielt, indem dieser auf eine Stelle in seinem Artikel deutete und ausrief: ›So schreibt man nicht‹, erwiderte Carrel: ›Ich schreibe nicht, wie man schreibt, sondern wie *ich* schreibe‹, und das ist die gewöhnliche Formel der Begabung. Sie ist auch Andersens Zauberformel im Leben geworden. Ein glücklicher Griff war es, ein Fund, durch den er der Dichter der Kinder wurde. Nach langem Schwanken, nach mißglückten Versuchen, die notwendig ein falsches und lächerliches Licht auf das Selbstgefühl eines Dichters werfen mußten – sein Stolz war aber berechtigt, trug er doch, wie er wohl fühlte, die Zukunft in sich –, nach vieljährigem Umhertasten, trat Andersen, der echte Nachkomme Oehlschlägers, endlich in Oehlschlägers Fußstapfen und stand eines Abends vor einer kleinen, unansehnlichen, aber geheimnisvollen Türe, der Pforte der Märchenwelt. Er drückte auf die Klinke, das Pförtchen ging auf, und drinnen im Dunkeln sah er das kleine *Feuerzeug* glänzen, das seine Alladinlampe werden sollte. Er schlug Feuer, und alsbald standen die Geister der Lampe, die

Hunde mit Augen wie Teetassen, wie Mühlräder und wie der ›Runde Turm‹ in Kopenhagen, neben ihm und brachten ihm die riesigen Kisten, mit allen Kupfer-, Silber- und Goldmünzen des Märchenreichs angefüllt. Das erste Märchen war da und zog alle anderen nach sich. Wohl dem, der sein Feuerzeug findet!«

So schreibt der Literaturhistoriker Georg Brandes, und wir wiederholen: Wohl dem, der sein Feuerzeug findet! Wohl Andersen, daß er Feuer schlagen durfte an der Wunderlampe, so daß sie einen strahlend hellen Schein verbreitete, weit hinaus über die Grenzen seines Hauses und Vaterlandes, hinaus in alle Länder, hinweg über die Meere, und daß heute noch erwärmende, wohltuende, erleuchtende und reinigende Strahlen davon in die Herzen der Menschen dringen, wieder und wieder, denn ewig jung ist das Märchen, ewig jung ist die Poesie!

Ganz gerechtfertigt ist es daher auch, daß die Märchen des berühmten Dänen nun in künstlerisch vollendeter Ausstattung auf den Büchermarkt kommen und daß die Anregung dazu ausgeht von dem Geburtslande des Dichters selbst! Wohl gibt es schon unzählige Übersetzungen in den verschiedensten Sprachen, aber eine Prachtausgabe der besten Märchen Andersens, von einem der ersten Künstler der Gegenwart illustriert und in allen Ländern der gebildeten Welt gleichzeitig herausgegeben, das ist eine Tat, die dem Unternehmungsgeist des Verlagsbuchhändlers Ernst Bojesen in Kopenhagen ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Vor einer Reihe von Jahren schon hat er diesen Gedanken gefaßt, jetzt ist er zur Wirklichkeit geworden, und dem wohlgelungenen Werke wird gewiß der Erfolg nicht mangeln.

Seit zehn Jahren hat nun der mit der Illustrierung betraute dänische Professor Hans Tegner an seinen 250 Zeichnungen gearbeitet, und mit unermüdlichem Fleiß hat sein Stift im Bunde mit des Verlegers opferfreudiger Hand gerungen, etwas Musterhaftes zu bieten. Wieder einmal zeigt es sich, daß nur der Künstler, der in demselben Lande wie der Dichter geboren und erzogen ist, alle die nötigen Eigenschaften besitzt, um in den innersten Kern der Dichtung einzudringen und die zartesten Schattierungen der Seelenstimmungen zu erfassen. So hat Hans Tegner einst die Aufgabe, Holbergs Lustspiele mit Bildern zu zieren, aufs glänzendste gelöst, und dieses Meisterwerk war es in erster Linie, das Ernst Bojesen bestimmte, den Landsmann mit der Ausführung der Illustrationen zu der neuen Andersen-Ausgabe zu betrauen. Als die Nachricht hievon zuerst in weitere Kreise drang, gaben viele, die Tegers kräftige, männliche und realistische Auffassung der Kunst kennen, einer gewissen Besorgnis Raum, ob er der rechte Mann für eine solche Aufgabe sei, wenn sie gleich sich sagen durften, daß der bekannte eigenartige Witz des Künstlers mit dem oft bizarren Humor des Dichters in Einklang zu bringen sein müsse. Betrachtet man aber jetzt die Reihe von Tegers Kunstleistungen, so ist jeder Zweifel wie weggeblasen, und mit Befriedigung erkennt der Freund des Dichters, daß Tegner doch der rechte Mann dazu war und er Andersen vollkommen gerecht geworden ist.

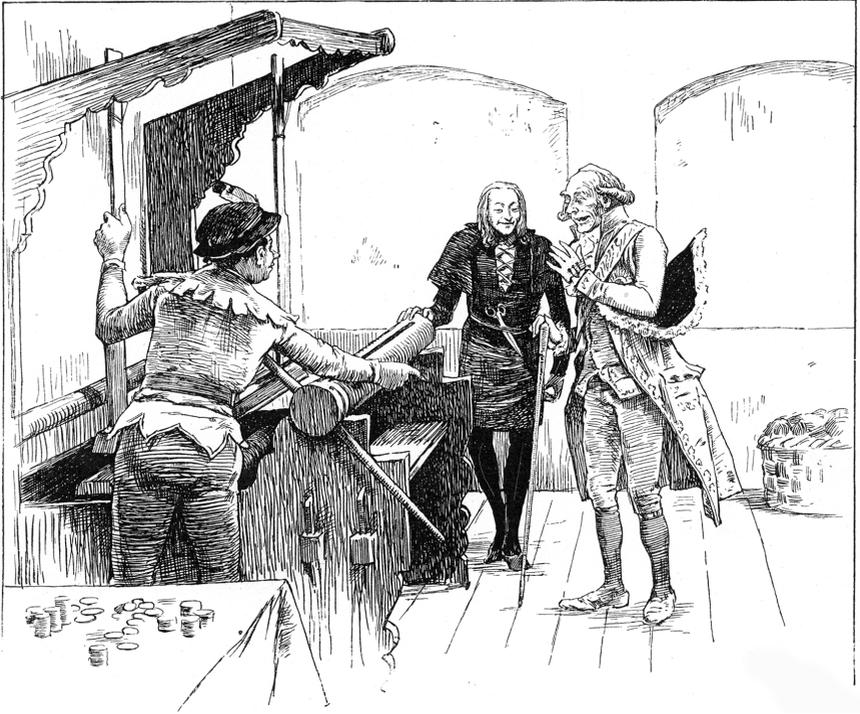
In erster Linie hat Tegner auf die Zeit, in der die Märchen entstanden sind, Rücksicht genommen. Sei es eine landschaftliche Skizze oder der Einblick in das Innere eines Hauses, seien es die Trachten oder die Gesichter der auftretenden Personen, überall spiegeln seine Bilder die echt heimatlichen Szenen wider, die das Dichterauge geschaut. Auch fühlen wir sofort, wie genau Tegers Phantasie dem Gedankengang Andersens gefolgt ist, ja, wie er ihn oftmals verschönert hat, indem er uns ein Bild gegeben, wie es uns die eigene Phantasie wohl vorgezaubert, aber in einer solchen, bis ins kleinste vollendeten Lebensfrische nicht dargestellt hatte. Dieselbe Klarheit und Wahrheit herrscht in den historischen Bildern, wo wir den geschichtlichen Sinn und die Treue der Auffassung nicht genug bewundern können.

Auf solche Weise vertieft, verschönert und bereichert Tegner mit seinen Zeichnungen die Märchen, die zwar für Kinder geschrieben sind und diese beglücken, an denen aber die Großen von jeher ebensoviel Freude gehabt haben wie die Kleinen. Hervorragende Meister wie Max Klinger, Edouard Detaille, Albert Edelfeldt, der russische Professor Repin u.a. haben Hans Tegers Illustrationen das vollste Lob gespendet, und wie das »Mädchen aus der Fremde« geht nun die Prachtausgabe von Andersens Märchen in die Welt hinaus, um alle mit ihren Gaben zu erfreuen.

Stuttgart.

*Pauline Klaiber.*

## DES KAISERS NEUE KLEIDER



Vor vielen Jahren lebte einmal ein Kaiser, der so viel auf schöne neue Kleider hielt, daß er all sein Geld ausgab, um immer recht geputzt einherzugehen. Er kümmerte sich nicht um seine Soldaten und kümmerte sich auch nicht um das Theater oder Waldpartien, außer wenn er seine neuen Kleider dabei zeigen konnte. Für jede Tageszeit hatte er einen besonderen Rock, und wie man sonst von den Königen sagt: Seine Majestät befindet sich im Staatsrat, so sagte man hier: der Kaiser ist im Ankleidezimmer. In der Hauptstadt des Landes, wo er wohnte, ging es sehr lebhaft zu, und jeden Tag kamen dort viele Fremde an. So erschien eines Tages auch zwei Betrüger, die sich für Weber ausgaben und behaupteten, sie seien imstande, den allerschönsten Stoff, den man sich nur denken könne, zu weben. Nicht allein seien schon die Farben und das Muster außergewöhnlich schön, sondern es hätten auch die Kleider, die man aus diesem Stoff verfertigte, die wunderbare Eigenschaft, daß sie für solche Menschen, die für ihren Beruf nicht taugten oder unerlaubt dumm seien, unsichtbar blieben.

»Das wären ja ausgezeichnete Kleider!« dachte der Kaiser. »Wenn ich solche Anzüge hätte, könnte ich leicht dahinter kommen, welche Männer in meinem

Reiche für das Amt, das sie bekleiden, tauglich sind oder nicht, und ich könnte dann die Dummen aus den Klugen ausscheiden. »Ja, solch ein Stoff muß gleich für mich gewebt werden!« Und er gab den beiden Betrügern ein reiches Handgeld, damit sie sofort mit ihrer Arbeit begännen.

Sie stellten auch richtig zwei Webstühle auf und taten, als ob sie daran arbeiteten, hatten aber nicht das geringste auf dem Stuhle.

Trotzdem begehrten sie mit frecher Stirne die feinste Seide und das prächtigste Gold. Das steckten sie dann in ihre eigenen Taschen und arbeiteten an den leeren Webstühlen immer bis tief in die Nacht hinein.

»Nun möchte ich doch wissen, wie weit sie mit dem Stoffe sind!« dachte der Kaiser, aber es war ihm doch ein wenig sonderbar zu Mut, wenn er daran dachte, daß derjenige, welcher dumm oder für sein Amt untauglich war, die Weberei nicht zu sehen vermochte. Er glaubte zwar wohl, er brauche seinetwegen nicht ängstlich zu sein, zog es aber doch vor, erst einen anderen zu senden, um nachzusehen, wie die Sache sich verhielt. Jedermann in der ganzen Stadt wußte, welch eine wunderbare Kraft der Stoff haben sollte, und war daher sehr gespannt zu sehen, wie untauglich und dumm sein Nachbar sei.

»Ich will meinen guten, alten Minister zu den Webern schicken«, dachte der Kaiser, »er kann am besten beurteilen, wie der Stoff sich ausnimmt, denn er ist sehr klug, und niemand ist besser für sein Amt geeignet als er.«

Nun ging der alte, gutmütige Minister in den Saal, wo die beiden Betrüger an den leeren Stühlen saßen und arbeiteten. »Lieber Gott!« dachte der alte Minister und riß die Augen auf, »ich sehe ja gar nichts!«, aber er sagte es nicht laut.

Die beiden Betrüger ersuchten ihn, näher zu treten, und fragten, ob das nicht ein sehr schönes Muster und prächtige Farben seien. Dabei deuteten sie auf den leeren Webstuhl, aber obgleich sich der arme Minister die größte Mühe gab, konnte er doch nichts wahrnehmen, denn es war nichts da. »Mein Gott!« dachte er, »sollte ich am Ende dumm sein? Das hätte ich doch nicht gedacht, und das darf kein Mensch erfahren. Sollte ich für mein Amt nicht taugen? Nein, nein! ich darf nicht erzählen, daß ich den Stoff auf dem Webstuhl nicht gesehen habe.«

»Nun, Sie sagen ja gar nichts!« bemerkte der eine der Weber.

»O, es ist prachtvoll! Ganz wunderschön!« antwortete der alte Minister und schaute durch seine Brille. »Dieses Muster und diese Farben! Ja, ich werde dem Kaiser berichten, daß es mir außerordentlich gut gefällt.«

»Nun, das freut uns!« sagten die Weber, und darauf nannten sie die Farben mit Namen und erklärten ihm das eigentümliche Muster. Der alte Minister hörte aufmerksam zu, damit er dem Kaiser nachher genauen Bericht darüber erstatten könne. Aber nun verlangten die Betrüger noch mehr Geld, Seide und Gold, indem sie vorgaben, sie brauchten es noch zu dem Gewebe. Sie steckten alles in



ihre eigenen Taschen, auf den Webstuhl kam nicht ein einziger Faden, und sie arbeiteten nach wie vor an den leeren Stühlen weiter.

Nach kurzer Zeit sandte der Kaiser einen andern gutmütigen Beamten hin, um nachzusehen, wie es mit dem Stoff gehe und ob er bald fertig sei. Diesem Herrn ging es genau wie dem Minister; er sah sich fast die Augen aus; da aber außer dem leeren Webstuhle nichts da war, konnte er natürlich auch nichts sehen.

»Ist das nicht ein schöner Stoff?« fragten die beiden Betrüger und erklärten auch ihm das schöne Muster, das gar nicht da war. »Dumm bin ich doch eigentlich nicht«, dachte der Mann, »demnach taue ich, wie es scheint, nicht zu meinem Amt. Das ist doch sonderbar, und ich darf es natürlich niemand merken lassen.« Er rühmte also den Stoff, den er nicht sah, und sprach den Webern seine Freude über die schönen Farben und das herrliche Muster aus. »Es ist wirklich wunderschön!« sagte er zum Kaiser.

In der ganzen Stadt sprach man von dem prächtigen Stoffe. Endlich wollte ihn der Kaiser selbst auch sehen, so lange er noch auf dem Webstuhle sei. Er begab sich also mit einer Schar auserwählter Männer, unter denen sich auch die beiden alten, treuen Beamten befanden, die vorher schon dort gewesen waren, zu den beiden listigen Betrügern, die nun aus Leibeskräften webten, aber ohne Zettel und Einschuß.

»Ist es nicht prachtvoll?« sagten die beiden treuen Beamten. »Geruhen Eure Majestät zu bewundern. Welch ein schönes Muster! Welch feurige Farben!« Dabei deuteten sie auf den leeren Webstuhl, denn sie dachten, die andern könnten den Stoff gewiß sehen.

»Was ist das?« dachte der Kaiser, »ich sehe ja gar nichts! Wie entsetzlich! Bin denn ich dumm? Tauge ich am Ende nicht zum Kaiser? Das wäre das Schrecklichste, was mir passieren könnte.« – »Es ist recht hübsch!« sagte er darauf, »es hat meinen allerhöchsten Beifall!« Und er nickte zufrieden, indem er immerfort den leeren Webstuhl betrachtete; denn er wollte nicht gestehen, daß er nichts sehen konnte.

Das ganze Gefolge gab sich die größte Mühe, guckte und guckte, konnte aber natürlich auch nicht mehr entdecken als die Ersten. Gleichwohl sprachen sie alle dem Kaiser nach: »Ja, es ist recht hübsch!« Sie rieten ihm, die aus diesem herrlichen Stoffe verfertigten Kleider bei einem feierlichen Umzuge, der nahe bevorstand, zum ersten Mal zu tragen. »Reizend! entzückend! wundervoll!« ging es von Mund zu Mund, und alle waren sehr erfreut darüber. Der Kaiser verlieh den beiden Betrügern einen Orden und gab ihnen den Titel »Hofweber«.

Die ganze Nacht vor dem Umzuge verbrachten die beiden Betrüger beim Scheine von mehr als sechzehn Kerzen an ihren Webstühlen, damit die Leute meinen sollten, sie arbeiteten so fleißig an den neuen Kleidern des Kaisers. Sie taten, als ob sie den Stoff von den Stühlen abnähmen, schnitten mit groß-

en Scheren in der Luft herum, nähten mit Nähnadeln ohne Faden und sagten schließlich: »So, nun sind die Kleider fertig!«

Der Kaiser kam mit seinen vornehmsten Hofleuten selbst herbei, und die Betrüger erhoben den Arm, als ob sie etwas vorzeigten und sagten: »Seht, hier sind die Beinkleider! hier ist der Rock! hier ist der Mantel und so weiter. Leicht wie Spinnengewebe sind sie! Man könnte meinen, man hätte gar nichts auf dem Leibe; aber das ist gerade der Vorzug dabei.«

»Ja«, sagten alle Hofleute, sahen aber nichts; denn es war ja gar nichts da. »Geruhen Eure Majestät nun allergnädigst Dero Kleider abzulegen!« sagten die Betrüger, »dann werden wir Eurer Majestät hier vor dem großen Spiegel die neuen anlegen.«

Der Kaiser entkleidete sich, und die Betrüger taten nun, als ob sie ihm jedes Stück der neuen Kleidung, eins ums andere, anzögen; dann faßten sie ihn um die Hüften, nestelten an ihm herum, als ob sie etwas festbänden, was die Schleppe vorstellen sollte, und der Kaiser wandte und drehte sich vor dem Spiegel. »Wunderschön! Sie sitzen ausgezeichnet und kleiden Eure Majestät herrlich!« riefen alle Anwesenden. »Welches Muster! welche Farben! es ist ein unvergleichlicher Anzug!«

»Draußen steht schon der Thronhimmel bereit, der bei dem feierlichen Umzug über Eurer Majestät getragen werden soll!« meldete der Ober-Zeremonienmeister.

»Nun, ich bin ja fertig!« sagte der Kaiser, »nicht wahr, es ist alles in Ordnung?« Dann wandte er sich noch einmal gegen den Spiegel, denn er wollte sich den Anschein geben, als ob er seinen Anzug genau betrachtete.

Die Kammerherren, die die Schleppe zu tragen hatten, langten nun mit den Händen auf den Fußboden, als ob sie die Schleppe aufhoben, und hielten dann die Hände steif vor sich in der Luft, denn sie wollten und durften es sich nicht anmerken lassen, daß auch sie nichts sahen.

So ging nun der Kaiser bei dem feierlichen Umzug unter dem Thronhimmel, und alle Leute auf den Straßen und in den Fenstern riefen: »Des Kaisers neue Kleider sind unvergleichlich! Welch eine herrliche Schleppe! Es sitzt alles wie angegossen!« Niemand wollte sich merken lassen, daß er nichts sah; denn das wäre ja ein Zeugnis gewesen, daß er zu seinem Amte untauglich oder schrecklich dumm sei. Noch niemals hatten die Kleider des Kaisers solchen Jubel hervorgerufen.

»Aber er hat ja gar nichts an!« rief plötzlich ein kleines Kind. »Lieber Gott! hört ihr die Stimme der Unschuld!« sagte der Vater. Und einer flüsterte dem andern zu, was das Kind gesagt hatte. »Er hat gar nichts an; das kleine Kind dort hat behauptet, er habe gar nichts an!« erklang es.

»Er hat ja gar nichts an!« rief endlich das ganze Volk. Da erschrak der Kaiser, denn es kam ihm selbst so vor, als ob das Volk recht habe, allein er dachte: »Nun hilft alles nichts; ich muß es eben aushalten!« So nahm er eine noch stolzere Haltung an, und die Kammerherren trugen die Schleppe, die gar nicht da war, noch stolzer hinter ihm her.



## DAS FEUERZEUG



Ein Soldat kam auf der Landstraße dahermarschiert: »Eins, zwei! Eins, zwei!« Er hatte seinen Tornister auf dem Rücken und seinen Säbel an der Seite, denn er war im Kriege gewesen und kehrte nun heim. Da begegnete er auf der Landstraße einer garstigen alten Hexe, der die Unterlippe bis auf die Brust herabhing. Sie sagte: »Guten Abend, Soldat! Welch einen schönen Säbel und großen Tornister du hast! Du bist ein echter Soldat! Du sollst nun so viel Geld bekommen, als du nur willst.«

»Schönen Dank, alte Hexe!« sagte der Soldat.

»Siehst du hier den großen Baum?« fragte die Hexe und deutete auf einen neben ihnen stehenden Baum. »Der ist innen ganz hohl. Wenn du nun auf seinen Gipfel kletterst, siehst du ein Loch, durch das du hinuntergleiten und bis tief in den Baum hinunterkommen kannst. Ich werde dir einen Strick um den Leib binden und dich wieder daran heraufziehen, sobald du mich rufst.«

»Aber was soll ich denn da unten in dem Baum?« fragte der Soldat.

»Geld holen«, sagte die Hexe. »Sobald du nämlich auf dem Boden des Baumes angekommen bist, befindest du dich in einer großen, von über hundert Lampen erhellten Halle. Dann gewahrst du drei Türen, die du öffnen kannst; denn die Schlüssel stecken in den Schlössern. Gehst du in die erste Kammer hinein, so erblickst du mitten auf dem Fußboden eine große Kiste, auf der ein Hund sitzt. Er hat so große Augen wie Tassen; aber das darf dich nicht beunruhigen. Ich gebe dir meine blaugewürfelte Schürze mit, die mußt du auf dem Fußboden ausbreiten, und dann geh nur rasch hin, ergreife den Hund, setze ihn auf meine Schürze, öffne dann die Kiste und nimm dir so viel Geld, als du willst. In der Kiste sind lauter Kupfermünzen. Wenn du jedoch lieber Silber haben möchtest, mußt du in das nächste Zimmer gehen; dort sitzt ein Hund, der hat Augen so groß wie Mühlräder; aber das darf dich nicht beunruhigen.



Setze ihn nur auf meine Schürze und nimm dir von dem Gelde. Willst du aber Gold haben, so kannst du das auch bekommen, und zwar so viel, als du tragen kannst, wenn du in die dritte Kammer hineingehst. Allein der Hund, der hier auf der Geldkiste sitzt, hat Augen, von denen jedes so groß wie der Runde Turm in Kopenhagen ist. Das ist ein böser Hund, das sage ich dir. Aber du brauchst keine Angst zu haben; setze ihn nur auf meine Schürze, so tut er dir nichts, und dann nimm dir aus der Kiste so viel Gold, als du Lust hast.«

»Das gefällt mir nicht schlecht«, sagte der Soldat; »aber was soll ich denn dir geben, du alte Hexe? Denn daß du auch etwas haben willst, das kann ich mir schon denken.«

»Nein«, sagte die Hexe, »ich will keinen Pfennig davon haben. Mir sollst du nur ein altes Feuerzeug bringen, das meine Großmutter vergaß, als sie zum letzten Mal dort unten war.«

»Nun, dann binde mir eben den Strick um den Leib«, sagte der Soldat.

»Hier ist er«, sagte die Hexe, »und hier ist auch meine blaugewürfelte Schürze.«

Der Soldat kletterte also auf den Baum, ließ sich durch das Loch hinunter und stand nun, wie ihm die Hexe gesagt hatte, in einer großen Halle, wo viele hundert Lampen brannten.

Er öffnete die erste Tür. Huh! da saß der Hund mit Augen so groß wie Tassen und glotzte ihn an.

»Du bist ein netter Kerl!« sagte der Soldat, setzte ihn rasch auf die Schürze der Hexe und nahm aus der Kiste so viel Kupfergeld, als in seine Tasche hineinging. Dann machte er die Kiste wieder zu, setzte den Hund wieder darauf und ging in das nächste Zimmer. Richtig! da saß der Hund mit Augen so groß wie Mühlräder.

»Du solltest mich lieber nicht so starr ansehen«, sagte der Soldat, »die Augen könnten dir sonst weh tun.« Damit setzte er den Hund auf die Schürze der Hexe, als er aber das viele Silbergeld in der Kiste gewahrte, warf er alles Kupfergeld fort und füllte sich die Taschen und seinen Tornister mit lauter Silber.

Dann ging er in die dritte Kammer hinein. O wie schrecklich! der Hund darin hatte wirklich zwei Augen so groß wie der Runde Turm in Kopenhagen, die drehten sich immerfort wie Räder in seinem Kopfe.

»Guten Abend«, sagte der Soldat und griff an seine Mütze; denn einen solchen Hund hatte er noch nie gesehen. Nachdem er ihn aber eine Weile betrachtet hatte, dachte er: »Nun ist's genug!« setzte ihn auf den Boden und öffnete die Kiste. Himmel! Welch eine Menge Gold! Dafür konnte er ganz Kopenhagen und alle Zuckerschweinchen der Kuchenweiber, alle Zinnsoldaten, Peitschen und Schaukelpferde der ganzen Welt kaufen. War das einmal viel Gold! Rasch warf der Soldat all das Silbergeld, womit er seine Taschen und seinen Tornister angefüllt hatte, fort und nahm statt dessen Gold: alle Taschen, der Tornister, die Mütze und die Stiefel wurden damit angefüllt, so daß er kaum noch gehen konnte. Nun hatte er Geld die schwere Menge! Den Hund setzte er wieder auf die Kiste, schlug die Türe hinter sich zu und rief dann durch den Baum hinauf:

»Zieh mich hinauf, alte Hexe!«

»Hast du auch das Feuerzeug?« fragte die Hexe.

»Alle Wetter!« sagte der Soldat, »das habe ich ganz und gar vergessen!«

Darauf wandte er wieder um und holte das Feuerzeug. Nun zog ihn die Hexe empor, und da stand er wieder auf der Landstraße, aber Taschen, Stiefel, Tornister und Mütze ganz voll mit Gold.

»Was willst du denn eigentlich mit dem Feuerzeug?« fragte der Soldat. »Das geht dich nichts an«, sagte die Hexe. »Du hast ja Geld bekommen, gib mir also das Feuerzeug!«

»Nichts da!« sagte der Soldat, »entweder sagst du mir auf der Stelle, was du damit willst, oder ich ziehe meinen Säbel und schlage dir den Kopf ab!«

»Nein«, sagte die Hexe.

Da schlug ihr der Soldat den Kopf ab. Nun lag sie tot da! Er aber band sein Geld in ihre Schürze, nahm das Bündel auf den Rücken, steckte das Feuerzeug in die Tasche und ging geradewegs in die Stadt.

Es war eine schöne, große Stadt, und in dem schönsten Wirtshause kehrte er ein, verlangte die allerbesten Zimmer und bestellte seine Lieblingsspeisen; denn nun war er ja reich, da er so viel Gold hatte.

Dem Hausknecht, der ihm die Stiefel putzte, kam es freilich vor, als seien es merkwürdig schlechte Stiefel für einen so reichen Herrn; denn der Soldat hatte sich noch keine neuen gekauft. Am nächsten Tag jedoch kaufte er sich Stiefel, die sich sehen lassen konnten, und auch feine, elegante Kleider. Nun war aus dem Soldaten ein vornehmer Herr geworden, und die Leute erzählten ihm von all den Herrlichkeiten der Stadt und auch, daß der König eine reizende Tochter habe.

»Wo kann man denn die Prinzessin zu sehen bekommen?« fragte der Soldat.

»Man kann sie gar nicht zu sehen bekommen!« lautete die Antwort. »Sie wohnt in einem großen kupfernen Schlosse, das ringsum von vielen Mauern und Türmen umgeben und beschützt ist. Außer dem König und der Königin darf niemand bei ihr aus- und eingehen; denn es ist prophezeit worden, die Prinzessin werde sich mit einem ganz gewöhnlichen Soldaten verheiraten, und das ist dem König ein schrecklicher Gedanke.«

»Ich möchte sie wohl einmal sehen«, dachte der Soldat, aber dazu konnte er ja, wie schon gesagt, keine Erlaubnis bekommen.

Nun lebte er alle Tage herrlich und in Freuden, ging fleißig ins Theater, fuhr in den königlichen Gärten spazieren und gab den Armen viel Geld. Das war recht gut von ihm, ja, er wußte eben von früher her, wie schwer es ist, wenn man nicht einen roten Heller in der Tasche hat. Er war jetzt reich, hatte seine Kleider und bekam sehr viele Freunde, die ihm alle sagten, er sei ein guter Mensch und ein echter Kavalier. Das behagte dem Soldaten natürlich außerordentlich. Da er aber jeden Tag Geld ausgab und nie etwas einnahm, so hatte er zuletzt nur noch zwei Pfennige übrig und mußte aus den prächtigen Zimmern, die er bisher bewohnt hatte, in ein ganz kleines Dachstübchen ziehen, mußte sich seine Stiefel selbst putzen und sie mit einer Stopfnadel flicken. Aber keiner seiner vielen Freunde besuchte ihn hier, weil man so viele Treppen hinaufsteigen mußte.



Es war ein ganz dunkler Abend, und der Soldat konnte sich nicht einmal ein Licht kaufen. Da erinnerte er sich plötzlich, daß in dem Feuerzeug, das er aus dem hohlen Baume mitgebracht, in den ihm die Hexe hinuntergeholfen hatte, noch ein kleines Lichtstümpchen war. Er holte das Feuerzeug herbei und begann Feuer zu schlagen. Als nun die Funken aus dem Feuerstein flogen, sprang die Türe auf, und der Hund mit Augen so groß wie Tassen, den er dort unten unter dem Baume gesehen hatte, stand vor ihm und sagte: »Was befiehlt mein Herr?«

»Was ist denn das?« sagte der Soldat. »Ei, das ist ja ein famoses Feuerzeug, wenn ich dadurch erlangen kann, was ich will.« – »Verschaffe mir sofort etwas Geld!« befahl er dem Hunde. Schwipp! war der Hund fort, und schwapp! war er wieder da und hielt einen großen Beutel voll Kupfermünzen in seinem Maule.

Nun wußte der Soldat, was das für ein prächtiges Feuerzeug war. Schlug er einmal Feuer, so kam der Hund, der auf der Kiste mit Kupfergeld saß; schlug er zweimal, so kam der, der das Silbergeld hatte; schlug er aber dreimal, so erschien der, der das Gold bewachte.

Jetzt zog der Soldat wieder in die schönen Zimmer hinunter, zeigte sich wieder in feinen Kleidern, und da erkannten ihn auch alle seine guten Freunde gleich wieder und hielten aufs neue große Stücke auf ihn.

Da dachte er einmal: »Es ist doch sonderbar, daß man die Prinzessin gar nicht sehen darf. Jedermann behauptet, sie sei wunderschön. Aber was nützt denn das, wenn sie immer in dem großen kupfernen Schlosse mit den vielen Türmen sitzen muß? Wäre es denn gar nicht möglich, daß ich sie sehen könnte? Wo ist nur mein Feuerzeug?« Nun schlug er Feuer, und flugs erschien der Hund mit den Augen so groß wie Tassen.

»Es ist zwar mitten in der Nacht«, sagte der Soldat, »aber ich möchte eben so schrecklich gerne die Prinzessin, wenn auch nur für einen Augenblick, sehen.«

Der Hund war gleich aus der Türe, und ehe der Soldat sich's versah, kehrte er schon mit der Prinzessin zurück. Schlafend saß sie auf dem Rücken des Hundes und war so schön, daß jedermann gleich sehen konnte, daß es eine wirkliche Prinzessin sei, und der Soldat konnte sich nicht enthalten, sie zu küssen; denn er war eben ein echter Soldat.

Darauf lief der Hund mit der Prinzessin wieder zurück. Als nun am nächsten Morgen der König und die Königin beim Frühstück saßen, sagte die Prinzessin, sie habe in der Nacht einen höchst sonderbaren Traum von einem Hunde und einem Soldaten gehabt; sie sei auf dem Hunde geritten, und der Soldat habe sie geküßt.

»Das wäre ja eine nette Geschichte!« sagte die Königin.





In der nächsten Nacht mußte eine der alten Hofdamen an dem Bette der Prinzessin wachen, um zu sehen, ob es ein wirklicher Traum gewesen sei, oder was es sonst gewesen sein könnte.

Der Soldat aber fühlte eine unwiderstehliche Sehnsucht, die schöne Prinzessin wiederzusehen, und so kam der Hund auch in dieser Nacht, nahm sie und lief so schnell als möglich mit ihr davon. Allein die alte Hofdame zog Wasserstiefel an und lief ebenso schnell hinterher. Als sie nun sah, daß sie in einem großen Hause verschwanden, dachte sie: »Nun weiß ich, wo es ist!« und zeichnete mit einem Stück Kreide ein großes Kreuz an die Tür. Darauf ging sie wieder ins Schloß, legte sich nieder, und nach kurzer Zeit kam auch der Hund mit der Prinzessin wieder. Als er aber sah, daß auf der Türe, wo der Soldat wohnte, ein Kreuz stand, nahm er auch ein Stück Kreide und malte auf alle Haustüren der Stadt Kreuze.

Früh morgens kamen der König und die Königin, die alte Hofdame und alle Offiziere, um zu sehen, wo die Prinzessin gewesen war.

»Da ist es!« sagte der König, als er die erste mit einem Kreuze bezeichnete Türe erblickte.

»Nein, hier ist es, lieber Mann!« sagte die Königin, als sie eine zweite Türe mit einem Kreuze gewahrte.

»Aber da ist noch eins, und noch eins!« riefen alle zusammen; wohin sie blickten, waren Kreuze an den Türen. Da sahen sie wohl ein, daß alles Suchen vergeblich sein würde.

Nun, die Königin war eine äußerst kluge Frau, die mehr verstand, als nur in der Kutsche zu fahren. Sie nahm ihre große goldene Schere, zerschnitt ein Stück Seidenzeug und nähte einen niedlichen, kleinen Beutel, den sie mit feiner Buchweizengrütze füllte und der Prinzessin auf den Rücken band; dann schnitt sie ein kleines Loch in den Beutel, so daß die Grütze den ganzen Weg, durch den die Prinzessin kam, bestreuen mußte.

Nachts kam der Hund abermals, nahm die Prinzessin auf seinen Rücken und lief mit ihr zu dem Soldaten, der sie herzlich lieb gewonnen hatte und für sein Leben gern ein Prinz gewesen wäre, um sie heimführen zu können.

Der Hund merkte nicht, wie die Grütze über den ganzen Weg vom Schlosse bis zu dem Fenster, durch das er mit der Prinzessin zu dem Soldaten hineinstieg, verstreut wurde. Aber der König und die Königin sahen am nächsten Morgen deutlich, wo die Prinzessin gewesen war. Da ergriff man den Soldaten und warf ihn ins Gefängnis.

Da saß er nun. Ach, wie finster und langweilig war es da drin! Überdies sagte man ihm, daß er am nächsten Tage gehenkt werde. Das war keine angenehme Nachricht, und sein Feuerzeug hatte er obendrein daheim im Wirtshause gelassen.

Am nächsten Morgen sah er von seinem kleinen Gitterfenster aus, wie das Volk aus der Stadt strömte, um ihn hängen zu sehen. Er hörte die Trommeln wirbeln und sah die Soldaten vorbeimarschieren. Alles lief nach dem Richtplatze hinaus. Darunter war auch ein Schusterjunge mit Schurzfell und Pantoffeln; er galoppierte so eilig dahin, daß ihm ein Pantoffel abflog und gerade vor der Mauer, wo der Soldat dahintersaß und durch das Gitter hinausschaute, zu Boden fiel.

»Hör' einmal, Schusterjunge!« sagte der Soldat zu ihm, »du brauchst dich nicht so sehr zu beeilen; die Sache geht doch nicht vor sich, ehe ich da bin. Wenn du aber in meine frühere Wohnung laufen und mir mein Feuerzeug holen willst, dann schenke ich dir vier Groschen. Aber du mußt die Beine ordentlich rühren!« Der Schusterjunge wollte natürlich gern die vier Groschen haben, lief pfeilgeschwind in die Wohnung des Soldaten, holte das Feuerzeug, brachte es dem Soldaten und – ja, das werden wir gleich hören.

Außerhalb der Stadt war ein großer Galgen errichtet worden; ringsum standen die Soldaten und viele hunderttausend Menschen. Der König und die Königin saßen auf einem prächtigen Thron, den Richtern und dem ganzen Rate gerade gegenüber.

Schon stand der Soldat oben auf der Leiter. Als ihm aber der Henker den Strick um den Hals legen wollte, sagte er, man erfülle doch einem armen Sünder, der hingerichtet werde, stets noch eine letzte, unschuldige Bitte; er möchte nun gar zu gern noch eine Pfeife Tabak rauchen, denn das sei ja die letzte Pfeife, die er auf dieser Welt bekäme.

Diese Bitte wollte ihm der König nicht abschlagen, und so nahm der Soldat sein Feuerzeug und schlug Feuer: Einmal – zweimal – dreimal! Und siehe! da standen plötzlich alle drei Hunde da: der mit den Augen so groß wie Tassen, der mit den Augen wie Mühlräder und der, dessen Augen so groß waren wie der Runde Turm in Kopenhagen.

»Helft mir, daß ich nicht gehenkt werde!« sagte der Soldat. Da fuhren die Hunde auf die Richter und den ganzen Hof los, ergriffen den einen bei den Beinen, den andern bei der Nase, und warfen sie viele Meter hoch in die Luft, so daß sie beim Niederfallen ganz zerschmettert wurden.

»Ich will nicht!« sagte der König. Aber der größte der Hunde ergriff ihn und auch die Königin und warf sie den andern allen nach. Da erschraken die Soldaten, und alles Volk schrie: »Lieber Soldat, du sollst unser König sein und die schöne Prinzessin zur Frau bekommen!«

Darauf setzte man den Soldaten in des Königs Kutsche, und die drei Hunde tanzten voran und schrien: »Hurra!« Die Knaben piffen auf den Fingern, und die Soldaten präsentierten das Gewehr. Die Prinzessin wurde aus dem kupfernen Schlosse geholt und zur Königin erklärt, und das gefiel ihr recht wohl. Die Hochzeit dauerte acht Tage, und die Hunde saßen mit an der Tafel und machten große Augen.

